

Arnold Bittlinger



Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

Tiefenpsychologische Deutung des Gleichnisses Jesu
vom Vater und den beiden Söhnen

Arnold Bittlinger

**Selbsterfahrung und
Gotteserfahrung**

Titelbild: Ausschnitt von Rembrandt
«Die Heimkehr des verlorenen Sohnes», 1668,
Ermitage St. Petersburg (Bildbesprechung Seite 30)

Kostenlose PDF-Version

Print-Ausgabe:
10. ergänzte Auflage 2017
ISBN 978-3-907038-77-2

Arnold Bittlinger

Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

eine tiefenpsychologische Deutung
des Gleichnisses Jesu
vom Vater und den beiden Söhnen

Metanoia-Verlag

Inhalt

Selbsterfahrung als innere Reise	7
Der Aufbruch	10
Die andere Seite	16
Leitbildspiegelung	23
Die Erfahrung der Gnade	26
 Selbsterfahrung und Gotteserfahrung	 33
Das Gottesbild des älteren Sohnes	33
Die Gotteserfahrung des jüngeren Sohnes	35
 Anmerkungen	 47

Selbsterfahrung als innere Reise

Das Gleichnis Jesu vom Vater und den beiden Söhnen ist eine der schönsten Kurzgeschichten der Weltliteratur. Wie alle grossen Texte kann man auch diese Geschichte auf verschiedene Weise verstehen und deuten. Wir wollen sie in der nachfolgenden Ausführung als eine innere Selbsterfahrungsreise verstehen und uns fragen, welche Gotteserfahrungen mit den Selbsterfahrungen verbunden sind.

Zunächst der Text des Gleichnisses:

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen sagte zum Vater: Vater, gib mir den Teil des Vermögens, der mir zukommt! Der aber verteilte seine Habe unter sie. Nicht viele Tage danach nahm der jüngere Sohn alles mit sich und zog hinweg in ein fernes Land, und dort vergeudete er sein Vermögen durch ein zügelloses Leben. Nachdem er aber alles durchgebracht hatte, kam eine gewaltige Hungersnot über jenes Land, und er fing an, Mangel zu leiden. Da ging er hin und hängte sich

an einen der Bürger jenes Landes; der schickte ihn auf seine Felder, Schweine zu hüten. Und er begehrte, seinen Bauch mit den Schoten zu füllen, die die Schweine frassen; und niemand gab sie ihm. Da ging er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluss, ich aber komme hier vor Hunger um! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen; stelle mich als einen deiner Tagelöhner an!

Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und hatte Erbarmen, lief hin, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen. Doch der Vater sagte zu seinen Knechten: Bringet schnell das beste Kleid heraus und ziehet es ihm an und gebt ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße, und holet das gemästete Kalb, schlachtet es und lasset uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

Sein ältester Sohn aber war auf dem Felde; und als er kam und sich dem Hause näherte, hörte er Musik und Reigentanz. Und er rief einen der Knechte herbei und

erkundigte sich, was das sei. Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wieder erhalten hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Doch sein Vater kam heraus und redete ihm zu. Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe nie ein Gebot von dir übertreten; und mir hast du nie einen Bock gegeben, damit ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der deine Habe mit Dirnen aufgezehrt hat, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet. Da sagte er zu ihm: Kind, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, ist dein. Du solltest aber fröhlich sein und dich freuen; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden worden. (Luk 15, 11–32)

Der Aufbruch

Ein Mann hatte zwei Söhne; der jüngere sagte zu seinem Vater: «Vater, gib mir den Teil der Erbschaft, der mir zusteht.» Da teilte der Vater seinen Besitz unter die beiden auf. Nach einigen Tagen machte der jüngere Sohn seinen ganzen Anteil zu Geld und zog in die Fremde. Dort lebte er heillos in Saus und Braus und verjubelte alles. (Luk 15, 11–13)

Wir wollen versuchen, uns in die Situation des jüngeren Sohnes einzufühlen. Wie stellen wir ihn uns vor? Wie ist er angezogen? Was hat er für ein Gesicht? Hat er einen Bart? Was hat er für Augen?

Dieser Sohn hat einen *idealen* Vater, so ideal wie es ihn überhaupt nicht gibt. Der Vater gibt, wenn man etwas von ihm verlangt, er vergibt, wenn man etwas versiebt hat, er wartet, wenn man davongelaufen ist und er beschenkt, wenn man zurückkehrt. Einen irdischen Vater, der so handelt, den gibt es nicht. Ein solches Idealbild eines Vaters muss ja den Sohn erdrücken. Das ist ein Vorbild, das er nie erreichen kann.

Es gibt für ihn deshalb nur zwei Möglichkeiten: Entweder er fügt sich diesem grossartigen Vater und führt dann ein Dasein im Schatten dieses Vaters. Dann ist er immer der Kleinere, immer derjenige, der diesen

Vater nie erreicht. Oder er läuft davon und versucht, sich selber ein Leben aufzubauen, unabhängig vom Vater. Der jüngere Sohn entscheidet sich für die zweite Möglichkeit. Um den Schnitt zwischen sich und dem Vater endgültig zu machen, fordert er sein Erbteil. Das war nach damaligem jüdischen Recht ein Drittel des Besitzes. (Der ältere Sohn erhält zwei Drittel.)

Wir müssen uns klar machen, was das bedeutet. Es bedeutet, dass der Sohn den Vater innerlich für *tot* erklärt. Denn das Erbe wird normalerweise erst ausbezahlt, wenn der Vater gestorben ist. Das Gleichnis sagt also: für den jüngeren Sohn ist der Vater jetzt tot. Es beginnt für ihn ein neues Leben, das vom Vater unabhängig ist. Sich von einem solchen Ideal-Vater zu lösen, ist eine mutige Tat. Das ist nicht einfach und das schafft auch nicht jeder. Manche schaffen es ihr Leben lang nicht und verkümmern im Schatten eines solchen übermächtigen Vaters (so wie es der <kleine> Sohn eines <grossen> Vaters einmal formuliert hat: «Mein Vater war ein Hüne und ich bin ein Hühnchen!»). Wir wissen nicht, wie der jüngere Sohn im Gleichnis die Ablösung innerlich geschafft hat. Wir wissen aber, wie sie junge Leute heute schaffen, nämlich dadurch, dass sie auf einen solchen Ideal-Vater negative Eigenschaften projizieren. Nur dadurch wird eine Ablösung überhaupt erst möglich. Was könnte der jüngere Sohn auf seinen

Vater projiziert haben? Das sollten wir uns möglichst plastisch vorstellen, damit wir unseren inneren Vater kennenlernen. Er könnte zum Beispiel gesagt haben: Mein Vater ist ein scheinheiliger Tyrann. Er gibt sich nur deshalb so <mild> und so <gut>, weil er niemand neben sich aufkommen lassen kann und will. Er unterdrückt alle und ist nur an scheinheiligem Gehorsam interessiert. Dadurch verhindert er die Selbstwerdung seiner Kinder.

Wir kennen solche Projektionen, die ja Autoritätspersonen gegenüber in dieser oder ähnlicher Form heute häufig gesagt oder gedacht werden. Diese Projektionen sind notwendig, damit wir uns ablösen können von dem, was uns erdrückt und verprägt. Es ist nämlich notwendig, dass wir eigenständige Menschen werden und nicht Schattengewächs bleiben. Erleichtert wird der Aufbruch durch den selbstgerechten älteren Bruder. Der jüngere will nicht ständig unter der Bevormundung eines solchen Bruders leben.

Dass der jüngere Sohn einen idealen Vater und einen selbstgerechten Bruder hat, bewirkt bei ihm offensichtlich ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl. Es äussert sich in der Gier nach Haben-Wollen, in der Sucht, mehr für sich selber zu erraffen, um seinen eigenen Mangel zu stillen. Das An-sich-Reissen, das Mehr-für-sich-haben-Wollen ist ein Zeichen dafür, dass er innerlich einen

Mangel empfindet. Der jüngere Sohn sagt deshalb schon in der Ausgangssituation: «Vater, *gib* mir!» Das Verlangen nach Ablösung vom Vater ist gekoppelt mit der Gier, selber etwas zu sein und zu haben. Die Gier nach Geld ist zunächst die Gier nach Unabhängigkeit, denn zuhause ist er abhängig. Es ist weiterhin die Gier nach Anerkennung: Zuhause ist er der Jüngste und damit der am wenigsten Anerkannte. Der jüngere Sohn empfindet einen Mangel in seinem Leben und er versucht, ihn auszufüllen. Er kann dies jedoch nur mit den Gaben tun, die der Vater ihm gibt.

Nun wird ein vierfaches von diesem Sohn ausgesagt: er versilbert sein Erbe, er zieht in ein fremdes Land, er vergeudet sein Vermögen, er lebt heillos.

1. Der jüngere Sohn versilbert sein Vermögen. Dass er seine Habe «zusammenpackt», heisst doch wohl, dass er sein Erbe versilbert hat, denn ein Erbteil bestand in der damaligen bäuerlichen Gesellschaft nur zum Teil aus Geld. Es bestand hauptsächlich aus Weinbergen, Äckern und Vieh. Um sein Erbe mitzunehmen, muss er es verkaufen, das heisst: er tauscht ein Stück Lebendigkeit (nämlich Weinberge, Felder und Vieh) gegen Geld, also gegen tote Materie ein. Mich packt manchmal eine grosse Traurigkeit, wenn ich sehe, wie unsere Hecken

und Wälder, unsere Wiesen und Felder und viele Tierarten mehr und mehr verschwinden, weil wir darauf Strassen, Flugplätze, Fabriken und Hochhäuser erstellen. Auch wir verlieren dadurch ein Stück Lebendigkeit.

2. Der jüngere Sohn geht in ein *fremdes Land*, weg aus dem Bereich des Vaters. Wenn in Träumen, Gleichnissen oder Märchen von *äusserer* Entfernung die Rede ist, ist damit oft eine *innere* Distanz gemeint. Der Sohn hat den Vater für tot erklärt. Er geht auf Distanz zu seinem Vater. In die Fremde gehen heisst aber auch: nicht mehr der Sitte des Landes, des Dorfes oder der Familie unterworfen sein, nicht mehr angepasst leben, sondern ohne Rücksicht auf die bisherige Umwelt leben – so wie es einem entspricht.
3. Der jüngere Sohn *vergeudet* sein Vermögen, das heisst, er kann mit den Gaben, die er vom Vater erhalten hat, nicht umgehen. Im Grimm'schen Märchen *Der gescheite Hans*¹ wird erzählt, dass Hans regelmässig seine Braut Gretel besucht. Die Gretel fragt ihn jedesmal, was er ihr mitgebracht habe. Und der Hans antwortet, dass er nichts mitgebracht hat, sondern etwas von ihr will. Sie schenkt ihm

jeweils etwas, aber der Hans kann nicht damit umgehen. Die Nadel, die sie ihm schenkt, steckt er in einen Heuwagen. Das Zicklein, das er bekommt, steckt er in die Tasche, und den Speck, den er bekommt, zieht er an einer Schnur hinter sich her, so dass die Hunde ihn auffressen. Hans verliert immer das, was er bekommt oder es gereicht ihm zu Schaden. Am Schluss verliert er auch seine Gretel. Auch unser Gleichnis macht deutlich, dass das erraffte Geld dem Gierigen nicht zum Segen gereicht. Er kann nicht damit umgehen.

4. Er führt ein *heilloses* Leben. Heil ist das, was ganz ist. Wir brauchen dieses Wort auch heute noch gelegentlich in diesem Sinne, wenn wir zum Beispiel einen zerbrochenen Stuhl wieder ganz machen und dann sagen, jetzt sei er wieder *heil*. Der Davongelaufene führt ein *heil-loses* Leben. Sein Leben ist nicht ganz, sondern gespalten. Psychologisch bedeutet dies, dass eine einseitige Bewusstseinshaltung den Gegenpol in den Schatten drängt, von wo aus er sich störend bemerkbar macht. Der Auszug bewirkt also kein Heil, keine Ganzheit, sondern offenbart den Gegenpol. Deshalb ist er ein Fortschritt im Vergleich zum unbewussten Leben im Vaterhaus, wo der Vater alles entscheidet,

wo der Vater bestimmt, was recht und unrecht ist. Der Sohn brauchte nur zu gehorchen. Jetzt muss er selber entscheiden, was gut und böse ist. Er ist erwachsen geworden und muss zwischen Recht und Unrecht entscheiden. Wir merken: das ist die Thematik der Paradiesgeschichte. Dort leben Adam und Eva zunächst auch in kindlicher Abhängigkeit von Gott, aber sie bleiben nicht Kinder, sondern gelangen durch ihr «Nein» zu Gott zur Erkenntnis des Guten und des Bösen und damit begann das Dilemma des Selber-entscheiden-Müssens.

Die andere Seite

Als er nichts mehr hatte, kam über jenes Land eine grosse Hungersnot, und er begann Mangel zu leiden. Er hingte sich schliesslich an einen Bürger jenes Landes, der schickte ihn aufs Feld um Schweine zu hüten. Und er hatte ein gieriges Verlangen, sich zu sättigen mit dem Futter, das die Schweine frassen – aber niemand gab es ihm. (Luk 15, 14–16)

Der Sohn wollte Unabhängigkeit, er wollte ein Leben in Fülle, er wollte Anerkennung im Kreise von Gleich-

gesinnten und Gleichaltrigen. Das alles erfährt er – aber er erfährt auch das Gegenteil. Er lernt auch die Kehrseite der Medaille kennen. Diese Kehrseite begegnet ihm in drei Schattengestalten.

Da ist zunächst der *Unterwürfige*, der sich an den Bürger des fremden Landes hängt. Statt der Unabhängigkeit, erlebt er nun Unterwürfigkeit und Sklaverei.

Die zweite Schattengestalt ist der *Hungrige*, der nichts zu essen hat. Das Leben in Fülle hat als Kehrseite das Hungerleiden.

Eine dritte Schattengestalt ist der *Einsame*. Statt der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten erfährt er nun die Einsamkeit.

Was in dieser Geschichte als ein Nacheinander gezeichnet wird, ist in Wirklichkeit ein Miteinander. Wir kennen das von unseren Träumen. Dort, wo wir im Bewusstsein eine Haltung besonders stark aufgebaut haben, erscheint die Gegenhaltung in den Träumen – weil sie auch da ist. Es ist also gefährlich, wenn wir immer in der <Nimm-Haltung> leben. Denn je mehr wir äusserlich erraffen, desto ärmer werden wir innerlich. Wenn die Spaltung zwischen <aussen> und <innen> zu stark wird, dann verselbständigt sich die innere Gestalt und wir werden krank. Jesus sagt: «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und nimmt Schaden an seiner Seele?» Die beiden Dinge

haben miteinander zu tun: <Die Welt gewinnen> und der dadurch entstehende <Schaden an der Seele>. Wir verstehen deshalb, dass sich Jesus besonders den Zöllnern zuwandte, denn es war damals das Kennzeichen der Zöllner, Gewinne zu machen, nicht nur für den Staat, sondern auch für sich selber. Die damaligen Zöllner waren die typischen Vertreter des Nehmens und des Raffens. Bei ihnen musste deshalb auf der anderen Seite eine besonders deutliche innere Gegenfigur aufgebaut gewesen sein, nämlich die Schattengestalten Armut und Mangel. Hier konnte Jesus anknüpfen.

Wir sagten: Das Leben des jüngsten Sohnes ist ein <heilloses> Leben, denn die Ganzheit fehlt. Es ist ein gespaltenes Leben zwischen einer äusseren Fassade und den inneren Schattenfiguren. Äusserlich die Unabhängigkeit, innerlich die Abhängigkeit. (Der Sklavenhalter ist eine negative Vaterfigur, somit wird auch die Vaterfigur ausbalanciert. Der ideale Vater hat einen inneren Gegentyp). Äusserlich ein Leben in der Fülle, innerlich der Hunger (Geld macht die Seele nicht satt!). Äusserlich die Anerkennung von Freunden und innerlich die Einsamkeit.

Wir wollen nun diese inneren Gegenfiguren auch beim älteren Bruder betrachten. Auch der hat diese inneren Schattenfiguren. Für ihn ist die Erkenntnis seines Schattens jedoch sehr viel schwieriger, weil er

äusserlich in einer scheinbar heilen Welt lebt. Aber auch er war ein zerrissener, gespaltener Mensch. Die Gespaltenheit des älteren Bruders ist an den Vorwürfen, die er sowohl gegen den Vater als auch gegen den Bruder erhebt deutlich zu erkennen. Er sagt zu seinem Vater im Zorn: *«Ich habe noch nie dein Gebot übertreten!»* Und: *«Du hast mir noch nie einen Ziegenbock gegeben, dass ich mit meinen Freunden hätte feiern können»* Und er sagt im Zorn: *«Der da, dein Sohn, hat dein Geld mit Nutten durchgebracht.»* (Luk 15,28–30)

Dadurch, dass er diese Dinge im Zorn sagt, das heisst, in einer inneren Erregung, wird deutlich, dass seine Schattenfiguren sichtbar werden. Es sind seine eigenen Wünsche, die er nicht zu realisieren wagt. Es ist immer so, wenn wir im Zorn etwas gegen einen anderen Menschen sagen, dann hat das mit dem zu tun, was in uns selber ist, und was wir nicht auszuleben wagen. Äusserlich sagt der ältere Sohn: *«Ich habe nie dein Gebot übertreten!»* Die innere Stimme aber sagt: *«Wie gerne hätte ich deine Gebote übertreten! Ich habe es aber nie gewagt!»* Äusserlich sagt er: *«Du hast mir noch nie einen Ziegenbock gegeben, dass ich mit meinen Freunden hätte feiern können!»* Die innere Stimme aber sagt: *«Ich möchte auch ein solches Leben führen wie mein jüngerer Bruder es geführt hat – aber ich wage es nicht.»* Die äussere Stimme sagt: *«Dieser, dein*

Sohn hat dein Vermögen mit Nutten durchgebracht!»
Die innere Stimme sagt: «Wie gerne hätte ich das auch getan, aber ich habe es nicht gewagt!»

Wir merken also: Dadurch, dass der ältere Sohn äusserlich im Vaterhaus bleibt, ist er innerlich um keinen Deut besser als der Davongelaufene. Innerlich hat der ältere Bruder ganz andere Wünsche als er äusserlich zu erkennen gibt. Und so ist das auch bei vielen sogenannten Christen. Es besteht auch bei ihnen der Zwiespalt zwischen dem äusseren Verhalten und den inneren Wünschen! Wenn wir ganzheitlich leben wollen, ist es wichtig, dass wir unsere inneren Wünsche kennenlernen. Unsere eigenen inneren Wünsche erkennen wir besonders gut an den Vorwürfen, die wir anderen machen, oder an dem, worauf wir neidisch sind.

Es hat keinen Wert, wenn wir zu früh von Gnade reden, denn Jesus hat deutlich gesagt, dass die Gnade den Sündern gilt und nicht den Gerechten. Das Problem des älteren Bruders besteht darin, dass er nicht sieht, dass auch er ein Sünder ist. Er sieht es nicht, weil er so gehorsam, so bescheiden und so anständig ist. Er hat keine Einsicht in seine Dunkelheit und kritisiert deshalb das, was in ihm dunkel ist, an anderen. Anders ist es bei dem jüngeren Sohn. Er gewinnt Einsicht in seine Situation und zwar deshalb, weil er seine Schattengestalten handgreiflich vor Augen hat. Indem er

die eine Seite auslebt, macht sich die andere Seite als Gegenpol deutlich bemerkbar. Sie wird aktiviert, so dass er sie deutlich vor sich sieht. Beim älteren Sohn dagegen bleibt die Schattenseite im Dunkeln, sodass seine Gespaltenheit nicht offenbar wird. Der ungelebte Teil seines Wesens schmachtet im Kerker.

In einem japanischen Gedicht heisst es:

*In jedem Menschenherzen
zuallerinnerst
weint ein Gefangener
in unnennbarer Traurigkeit.*

Wer ist der Gefangene? Es ist der Teil unseres Wesens, der nicht gelebt wird, den wir von uns wegschieben, dem wir keine Lebensmöglichkeit geben. Es ist das, was hinter der Maske ist. Gott sei Dank kommt die Schattenseite des älteren Bruders wenigstens in seinem Zorn heraus. Es geht jedoch darum, dass er selber sieht, dass das, was er anderen vorwirft, seine eigene ungelebte Seite ist! Es ist also keineswegs nötig, dass der ältere Sohn auch äusserlich davonläuft und ein Leben führt, wie der jüngere es geführt hat, aber es ist wichtig, dass er sich auf die <innere Reise> begibt. Dort kann er seine Schattenseite ebenfalls kennenlernen. So geht es auch bei uns immer wieder darum, dass wir unsere

Traurigkeit hochkommen lassen, dass wir ihr gestatten, sich in Figuren zu verdichten (wie es unsere Träume ohnehin tun!) und dass wir dann den Hungrigen, den Erniedrigten, den Einsamen, aber auch den Sklavenhalter in uns erkennen.

An den Schattenfiguren erkennen wir, was uns innerlich fehlt. Der jüngere Sohn erkennt seine wahre Lage und seine innere Traurigkeit in den negativen Figuren. Die lassen ihn hinter die Fassade schauen. Er sieht jetzt seine Einsamkeit, seinen Hunger und seine Abhängigkeit, und er bekennt sich zu dieser Seite seines Wesens genau so, wie er sich auch zur anderen Seite seines Wesens bekannt hat. Das Erkennen der Schattenseiten ist die Voraussetzung für das Erfassen der Gnade und damit die Voraussetzung für die existenziell erfahrbare Erlösung. Dass Christus die Erlösung am Kreuz vollbracht hat, wird für uns erst dann erfahrbare Realität, wenn wir Einsicht in unsere Schattenwirklichkeit gewinnen. Viele sogenannten Christen haben diese Einsicht nicht, und sie wollen sie auch nicht haben. Deshalb bleibt ihr Christsein eine so <verkopfte> Angelegenheit, die für das praktische Leben nicht viel bedeutet. Sie sagen zwar: «Gott sei mir Sünder gnädig!» – aber sie wissen nicht, was Sünde wirklich ist. Jesus aber ruft Sünder. Der jüngere Sohn hat erfahren, was das heisst, ein Sünder zu sein.

Leitbildspiegelung

Da ging er in sich und sagte sich: «Die Tagelöhner meines Vaters haben Brot in Fülle, ich aber komme um vor Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich bin schuldig geworden vor Gott und vor dir; ich verdiene es nicht mehr, dein Sohn zu heissen. Mache mich zu einem deiner Tagelöhner.» (Luk 15,17–19)

Diesen Abschnitt habe ich mit dem Ausdruck «Leitbildspiegelung» überschrieben. Was ist das? Leitbildspiegelung bedeutet, dass wir in einem Menschen, der für uns in irgendeinem Bereich Vorbild ist, unsere eigenen Möglichkeiten erkennen. Wir erkennen in ihm uns selber – gewissermassen wie in einem Spiegel.² Wenn z. B. ein harter und eckiger Mensch einem anderen Menschen begegnet, der warm und mütterlich ist, dann kann durch Leitbildspiegelung in ihm das Verlangen geweckt werden, auch so zu werden wie jener Mensch. Leitbildspiegelung weckt dann den Wunsch nach Entfaltung des eigenen Potentials an Wärme und Mütterlichkeit. (Diese Eigenschaften sind ja in jedem Menschen bis zu einem gewissen Grade potentiell vorhanden.) Wir sehen also in einem anderen Menschen, der eine Seite auslebt, die wir nicht leben, etwas, was

in uns die Hoffnung weckt, dass auch wir dieses Potential in uns aktivieren können. Die Leitbildspiegelung ist somit verbunden mit der Einsicht in den eigenen ›Mangel‹ und in die ›Fülle‹, die wir beim anderen erkennen. In dieser Weise sind für den jüngeren Sohn die Tagelöhner ein ›Leitbild‹. Er erkennt den eigenen Mangel (‹ich komme um vor Hunger›) und die ›Fülle‹ der Tagelöhner (‹die Tagelöhner haben Brot in Fülle›). Der jüngere Sohn ist sehr bescheiden geworden. Er hat keine hochfliegenden Pläne mehr, sondern sein Leitbild ist jetzt ein Tagelöhner. Das ist die Lebensmöglichkeit, die er jetzt für realisierbar hält. Die Tagelöhner sind ein erreichbares Vorbild – ganz anders als der ideale Vater. Solange sich der Sohn mit dem Vater verglichen hat, wurde er verzagt, denn der Vater war für ihn unerreichbar. Im Vergleich mit den Tagelöhnern dagegen erkennt er: «Das traue ich mir zu, das ist ein Ziel, das ich verwirklichen kann. Das ist der nächste realisierbare Schritt.»

Solche Leitbilder, in denen wir uns spiegeln, sind ausserordentlich wichtig für die Selbstwerdung. Wir sehen im anderen Menschen das, was wir verwirklichen können, das, was wir uns zutrauen. Erst im anderen erkennen wir unsere eigenen Möglichkeiten. Viele, die etwas erreicht haben im Leben, haben das Erreichte zuerst bei anderen Menschen vorbildhaft

gesehen. Dadurch wurde in ihnen der Wunsch wach, auch so zu werden. So sind wir vielleicht begeistert von einem Menschen, der Gitarre spielt, und wir denken: «Eigentlich könnte ich es auch einmal mit der Gitarre probieren!» Vielleicht entdecken wir dann ein Talent, von dem wir bisher nichts gewusst haben, und das wir deshalb auch noch nicht entfaltet haben. Es ist wichtig, dass wir bei solchen Vorbildern nicht zu hoch greifen, sonst werden wir verzagt. Aber wir dürfen auch nicht zu tief greifen, sonst bringt es keinen Fortschritt. Der andere muss wenigstens an einem Punkt über unserem jetzigen Stand stehen. Der Tagelöhner ist mehr als ein Hungerleider – steht also jetzt über dem jüngeren Bruder, der Hunger hat. Es geht somit darum, dass der nächste Schritt nach oben führt und verwirklicht werden kann. Der Sohn bleibt jedoch nicht bei der Leitbildspiegelung stehen, sondern er fasst einen Entschluss und setzt diesen auch in die Tat um.

Bevor wir zur vierten Station kommen, wollen wir Rückblick halten und fragen: «Was brachte der Aufbruch aus dem Vaterhaus?» Er führte heraus aus der kindlichen Geborgenheit und Unselbständigkeit. Er führte hin zur Erkenntnis des eigenen Wollens und zu einer weitgehenden Verwirklichung dessen, was er wollte. Dadurch gewann der jüngere Sohn gleichzeitig Einsicht in die eigenen Schattenseiten. Er sah

die positiven und negativen Seiten seines Lebens. Die Leitbildspiegelung weckte in ihm ausserdem die Sehnsucht, diese beiden Seiten so zusammen zu bringen, dass daraus ein Ganzes entsteht. Damit beginnt eine gegenläufige Bewegung, eine ›Enatiodromie‹, wie dies der griechische Philosoph Heraklit nennt.

Die Erfahrung der Gnade

Und so machte er sich auf den Weg und ging zu seinem Vater. Als er noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und erbarmte sich über ihn. Er rannte ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. «Vater», sagte der Sohn, «ich bin vor Gott und dir schuldig geworden. Ich verdiene es nicht mehr, dein Sohn zu heissen.» Aber der Vater rief seine Diener: «Schnell, holt das beste Kleid für ihn, steckt ihm einen Ring an seine Hand und bringt ihm Schuhe für seine Füsse. Holt das Mastkalb und schlachtet es. Wir wollen ein Fest feiern und uns freuen! Denn dieser mein Sohn war tot, jetzt lebt er wieder. Er war verloren, jetzt ist er wiedergefunden.» Und sie begannen zu feiern. (Luk 15, 20–25)

Der Sohn macht sich mühsam auf den Weg. Was dann folgt hat nichts mehr mit dem Tun des jüngeren Sohnes zu tun, sondern es ist die Erfahrung der Gnade und damit die Erfahrung des Heils. Der Vater rennt dem Sohn entgegen. Vom Sohn wird nicht mehr erwartet, als dass er sich auf den Weg macht. Wer den Aufbruch wagt, dem begegnet der Helfer. Das wird auch in vielen Märchen deutlich. Wenn sich dort ein Mensch ernsthaft auf den Weg macht, um etwas Verlorenes oder sonst etwas Erstrebenswertes zu suchen, dann kommt ihm in der Regel ein Helfer entgegen und bringt die entscheidende Hilfe. (Wer dagegen nicht ernsthaft sucht, erkennt den Helfer nicht, oder er verachtet ihn.) Helfer kommen z. B. in der Gestalt eines Menschen oder eines hilfreichen Tieres, eines Zwerges oder eines Engels. Im Märchen *Das Mädchen ohne Hände* kommt der Engel sogar zweimal, er kommt sowohl beim ersten als auch beim zweiten Aufbruch. Beim zweiten Aufbruch führt der Engel das Mädchen in das Haus der Gnade.³ So erleben wir es auch in unserem Gleichnis. Als der Davongelaufene den zweiten Aufbruch wagt und sich aus seiner Heillosigkeit aufmacht, um das Heil und die Ganzheit zu erlangen, rennt ihm der Helfer entgegen. Das ist das Wunderbare und Verheissungsvolle, dass wir das Entscheidende nicht selber machen müssen, sondern dass die Hilfe von aussen kommt. Was wir tun,

ist das Aufbrechen. Was dann geschieht, ist Gnade. Das, was die Gnade schenkt, ist mehr als das, was der Aufbrechende erwartet. Der Vater gibt dem Heimkehrenden einen Kuss, das heisst, er nimmt ihn bedingungslos an. Ausserdem schenkt er dem Heimkehrenden ein Gewand, Schuhe, einen Ring und schlachtete ihm das gemästete Kalb. Das *Gewand* ist ein uraltes Symbol für eine neue Lebensmöglichkeit. Das beste Gewand ist Ausdruck für die beste Lebensmöglichkeit. Gewänder waren früher Statussymbol. Es durfte nicht jeder jedes Kleid anziehen, so wie das bei uns heute der Fall ist, sondern bestimmte Kleider durften nur von bestimmten Leuten getragen werden. (So durfte zum Beispiel Purpur nur vom Kaiser getragen werden.) Wenn also hier dem Zurückkehrenden das beste Gewand geschenkt wird, dann wird damit sein hoher Status zum Ausdruck gebracht. Was ihm geschenkt wird, ist viel mehr als das, was er selber erraffen wollte. Es ist auch mehr als das bescheidene Leitbild, das er sich zuletzt gewählt hatte.

Das zweite Geschenk sind *Schuhe*. Sie sind Symbol für die Freiheit. Die Sklaven liefen damals barfuss. Der freie Mann trug Schuhe. Der Zurückgekehrte ist frei, er steht weder im Schatten seines Vaters noch ist er ein Sklave, sondern er ist seinen eigenen Weg gegang-

gen. Damit ist er ein selbständiger unverwechselbarer Mensch geworden.

Der *Ring* ist Symbol der Ganzheit. Er ist ohne Anfang und ohne Ende. Zur Ganzheit gehört auch die Familie, in die der Zurückgekehrte neu aufgenommen wird. Zu dieser Familie gehört auch der selbstgerechte Bruder. Der Zurückkehrende kann jetzt sogar diesen selbstgerechten Bruder akzeptieren, weil er weiss, dass auch er einen selbstgerechten Schatten hat. Das ist der Unterschied zur Ausgangssituation. Der Zurückgekehrte braucht sich jetzt nicht mehr ängstlich abzugrenzen und zu meinen, er müsse auf seine Selbständigkeit gegenüber dem Vater und gegenüber dem älteren Bruder bedacht sein. Nein, er erkennt jetzt im Vater und im älteren Bruder und in allen anderen verschiedene Aspekte seines Lebens, innere Gestalten, die er angenommen hat. Er kann deshalb auch die äusseren Gestalten akzeptieren.

Und schliesslich *das gemästete Kalb*. Es ist Symbol der festlichen Fülle. Es ist *das* Kalb – nicht *ein* Kalb. Im Orient wurde oft ein Kalb besonders gemästet, für den Fall, dass unverhofft ein Fest stattfindet. Das gibt es auch in anderen Kulturen. So gab es im alten Afrika die «Küchenziege». Die hatte in der Küche ihren Platz und bekam ständig Leckerbissen zu fressen. Die ande-

ren Ziegen mussten sich draussen ihre Nahrung suchen und waren eher mager. Die Küchenziege dagegen wurde fett. Wenn dann eine Gelegenheit zum Feiern kam, dann wurde die Küchenziege geschlachtet. So wird in unserem Gleichnis *das* Kalb geschlachtet. Zu diesem Fest gehören auch Musik und Tanz.

Ein solches Festmahl ist Symbol der himmlischen Mahlzeit und damit Ausdruck des Heils und der Ganzheit.⁴

In der Familie des Heimgekehrten fehlt die Mutter. Dies wurde von Leserinnen und Lesern des Gleichnisses immer wieder als Mangel empfunden. Walter J. Hollenweger hat deshalb in seinem Verkündigungsspiel «Das Fest der Verlorenen» statt des Vaters eine Mutter als Zentralfigur dieses Gleichnisses gewählt.⁵

Der bedeutende Maler Rembrandt hat in seinem Bild «Die Heimkehr des verlorenen Sohnes»⁶, das er gegen Ende seines Lebens gemalt hat, den «Vater» als ein Gottesbild erkannt. Er hat deshalb dieser Gestalt sowohl weibliche als auch männliche Züge verliehen (siehe Bild auf dem Umschlag).

Die rechte Hand (links auf dem Bild) ist eine zarte mütterliche Hand. Die linke Hand dagegen (rechts auf dem Bild) ist eine kräftige männliche Hand. Auch die rechte Gesichtshälfte (links im Bild) und das Haupthaar sind weiblich, während die linke Gesichtshälfte (rechts

im Bild) mit dem Bart männlich sind. Der weite, in mittelalterlichem Rot gemalte Umhang des «Vaters» erinnert an den Mantel der «Schutzmantel-Madonna», die alle, die zu ihr ihre Zuflucht nehmen in ihrem mütterlichen Mantel birgt und schützt.

Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

Im Gleichnis Jesu vom Vater und den beiden Söhnen begegnen uns zwei verschiedene Gottesbilder. Das eine ist ein theoretisches Gottesbild, das andere ist ein Gottesbild, das aus der Erfahrung gewonnen wurde. Es ist deshalb eigentlich kein Gottesbild, sondern eine Gottes-Erfahrung.

Das Gottesbild des älteren Sohnes

Das Gottesbild des älteren Sohnes ist ein theoretisches Gottesbild. Es zeichnet Gott als einen gesetzlichen Gott. Der ältere Sohn sagt zu seinem Vater: «All die Jahre habe ich wie ein Sklave für dich geschuftet und nie habe ich dein Gebot übertreten.» Er ist offensichtlich der Meinung, dass es darauf ankommt, sich zu plagen und kein Gebot zu übertreten. In diesem Gottesbild erscheint Gott als ein Aufpasser, der Listen führt über das Verhalten der Menschen und der darauf bedacht

ist, dass wir Menschen uns ordentlich plagen und seine Gebote halten.

Der ältere Sohn sagt weiterhin: «Nie hast du mir einen Ziegenbock gegeben, damit ich mit meinen Freunden hätte feiern können.» Gott erscheint hier als ein Gott, der den Menschen keine Freude gönnt. Es ist ein etwas säuerlicher Gott. Nach diesem Gottesbild sind wir nicht auf der Erde um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu erfüllen.

Und schliesslich sagt der ältere Sohn: «Dieser dein Sohn hat dein Geld mit Nutten durchgebracht.» So, wie der ältere Sohn dies sagt, heisst das: Dafür, dass dein Söhnchen dein Geld und sein Leben vergeudet hat und gar noch mit Nutten, dafür müsstest du ihn eigentlich aus dem Hause jagen. Nach dem Gottesbild des älteren Sohnes hat ein solcher Mensch keinen Platz mehr im Hause Gottes.

Das theoretische Gottesbild des älteren Sohnes sieht also so aus:

1. Gott geht es darum, dass wir uns für ihn plagen und seine Gebote halten.
2. Gott ist nicht daran interessiert, dass wir glücklich sind.
3. Gott bestraft uns, wenn wir unser Leben vergeuden.

Dieses Gottesbild ist ein theoretisches Gottesbild und von einem solchen Gottesbild heisst es im zweiten Gebot: «Du sollst dir kein Gottesbild machen.» Und warum nicht? Weil jedes Gottesbild, das wir uns machen, falsch ist. Denn so ist *Gott* nicht, sondern so sind *wir*. Jedes Bild, das wir uns von Gott machen, ist nämlich ein Spiegelbild von uns selbst oder besser von einer Seite in uns. Nicht einmal wir sind so unmenschlich, wie der Gott des älteren Sohnes, sondern wir haben auch barmherzige Seiten. Es ist deshalb eine Gotteslästerung, wenn wir Gott so einseitig und falsch darstellen.

Wieso macht der ältere Sohn dem Vater überhaupt Vorwürfe? Das Erbe ist doch geteilt! Er hat sogar mehr erhalten als der jüngere Sohn. Er könnte sich doch alles gönnen, was er will! Aber er traut sich nicht und macht deshalb dem Vater Vorwürfe!

Die Gotteserfahrung des jüngeren Sohnes

Neben dem theoretischen Gottesbild des älteren Sohnes steht die Gottes-Erfahrung des jüngeren Sohnes. Und wie hat der jüngere Sohn Gott erfahren? Er hat Gott erfahren, indem er sich selbst erfahren hat. Gotteserfahrung ist gekoppelt an seine Selbsterfahrung. Es gibt

keine Selbsterfahrung, in der nicht auch eine Möglichkeit zur Gotteserfahrung läge, und es gibt keine Gotteserfahrung, mit der nicht auch ein Stück Selbsterfahrung verbunden wäre. Der jüngere Sohn erfährt sich selbst und Gott in drei Situationen: in der Situation des Aufbruchs, in der Situation des Elends und in der Situation der Einsicht.

Die Gotteserfahrung in der Situation des Aufbruchs

Der jüngere Sohn löst sich von seinem Vater, das heisst, von seinem bisherigen Gottesbild. Dieses Gottesbild war anders als das seines älteren Bruders, sonst hätte er kaum erwartet, dass ihn der Vater ziehen lässt und ihm dazu noch die nötigen Mittel gibt. Was für ein Gottesbild wir auch immer haben mögen: wir müssen uns von ihm lösen, denn es geht darum, dass wir unsere eigenen Erfahrungen mit Gott machen.

Die Loslösung von einem Gottesbild ist ein wichtiger, aber auch ein schwieriger Schritt. Es geht nicht darum, ob wir ein positives oder ein negatives Gottesbild haben, sondern es geht darum, dass unser übernommenes Gottesbild von einer persönlichen Gotteserfahrung abgelöst wird. Die Loslösung von einem übernom-

menen Gottesbild ist zunächst eine Befreiung, denn jedes theoretische Gottesbild ist ein verfremdendes und damit falsches Gottesbild. Für uns alle ist deshalb der Aufbruch wichtig. Aber der Aufbruch bedeutet zunächst noch nicht, dass wir ein neues Gottesbild finden, sondern er ist der Beginn eines Suchens und Herumtastens. Für den jüngeren Sohn sieht das Suchen so aus: Er versucht es mit Geld, er versucht es mit dem Ausland, und er versucht es mit dem Sich-Ausleben, mit einem Leben in Saus und Braus. Diese Versuche werden für den jüngeren Sohn zu einer wichtigen Selbsterfahrung.

Und was ist dabei die Gotteserfahrung? Die Gotteserfahrung besteht in der Erkenntnis: Gott lässt mich laufen. Gott legt mir keine Hindernisse in den Weg. Im Gegenteil, er gibt mir sogar die Mittel, so zu leben. Das ist eine erste, wichtige Gotteserfahrung: Gott lässt es zu, dass ich meinen eigenen Weg gehe.

Die Gotteserfahrung in der Situation des Elends

Der jüngere Sohn macht eine zweite Selbsterfahrung, die darin besteht, dass er merkt: das Ganze hat eine Kehrseite. Er merkt, *Geld* macht nicht glücklich. Das gilt zunächst äusserlich. Sein Geld geht zur Neige und

er wird abhängiger als zuvor. Er hängt sich an einen Bürger jenes fremden Landes. Das gilt jedoch auch innerlich; dort wo Geld in den Vordergrund rückt, tritt Wesentlicheres in den Hintergrund.

Der jüngere Sohn merkt, dass auch das *Ausland* nicht glücklich macht. Unser Wort <Elend> kommt von <Ausland>. In der alten Welt hiess <ins Ausland> gehen häufig <ins Elend> gehen. So liess sich zum Beispiel Sokrates lieber in Athen zum Tode verurteilen, als dass er ins Ausland geflohen wäre. (Dass Flüchtlinge so grosszügig unterstützt werden wie bei uns heute, das hat es natürlich in der Antike nicht gegeben!) Aber das Ausland hat auch eine innere Bedeutung: Wenn in Träumen oder Märchen von äusserer Entfernung die Rede ist, wenn also jemand fortgeht, dann ist damit in der Regel auch eine innere Distanz gemeint. In unserem Gleichnis bedeutet dies: der jüngere Sohn hat keine innere Heimat mehr. Er hat keinen Boden mehr unter den Füßen, er weiss nicht mehr, wo er hingehört. Vom Vaterhaus ist er weggelaufen, aber zu den Schweinen gehört er auch nicht. Er ist ein Mensch ohne Heimat.

Und schliesslich das *Sich-Ausleben*. Auch das macht letztlich nicht glücklich. Nachdem das Geld ausgegangen war, war auch das Leben <in Saus und Braus> zu Ende. Und jetzt hat er Hunger und ist einsam und von seinen Freunden verlassen. Das gilt auch für die

Seele. In dem Masse wie wir uns vollstopfen mit Äusserem, nicht nur mit Essen und Trinken, sondern mit all dem anderen Überflüssigen, bewirkt das eine Verkümmern und ein Darben unserer Seele. Rechtes Fasten dagegen kann eine umgekehrte Wirkung haben: In dem Masse, wie wir frei werden vom *äusseren* Aufnehmen, kann unsere *Seele* anfangen, sich zu ernähren. Der jüngere Sohn erfährt also den Mangel und das Darben als Kehrseite des üppigen Lebens.

In unserem Gleichnis wird ein solches gespaltenes Leben als ein *heil-loses* Leben bezeichnet. Das *«Nicht-mehr-ganz-Sein»*, das *«Nicht-mehr-heil-Sein»*, ist also die zweite Selbsterfahrung des jüngeren Sohnes. Er erfährt seine Schattenseite. Und was für eine *Gotteserfahrung* macht er dabei? Er erfährt: Gott schlägt nicht zu, aber er hilft auch nicht. Der jüngere Sohn erfährt sein Elend nicht als Strafe Gottes, sondern als Kehrseite und Folge seines selbstgewählten Weges. Es gibt Menschen, die anfangen zu jammern, wenn sie die Kehrseite erfahren und ins Elend kommen. Sie empören sich dann und sagen: «Wie kann Gott zulassen, dass es mir so schlecht geht!» Das tut der jüngere Sohn nicht, sondern er weiss, dass die Erfahrung der Schattenseite die Folge seines selbstgewählten Weges ist. Das ist eine wichtige Gotteserfahrung: Gott bewahrt uns nicht vor den Folgen eines selbstgewählten Weges, aber er

macht uns auch keine Vorwürfe. Er lässt es zu, dass wir <negative> Erfahrungen machen.

*Die Gotteserfahrung
in der Situation der Einsicht*

Damit kommen wir zur dritten Situation der Selbsterfahrung und der Gotteserfahrung. Es ist die Situation der Einsicht. Es heisst: «Da ging er in sich.» Diese Einsicht beinhaltet dreierlei:

Der Sohn hat zunächst keine Illusionen mehr. Er hat *Einsicht in seine Schattenproblematik*. Er gesteht sich zu: «Ja, das ist meine Situation, ich sitze hier bei den Schweinen, ich habe das Ziel verfehlt (<Sündigen> heisst: das Ziel verfehlen), ich habe das nicht erreicht, was ich erreichen wollte. Ich bin zwar unabhängig, aber die Unabhängigkeit hat ihren Preis!» Er merkt: man kann in dieser Welt zwar tun, was man will, aber man muss dafür bezahlen. Das ist eine wichtige, aber auch eine schwierige Erkenntnis.

Zur Einsicht in die Schattenseite gehört jedoch ein zweites, nämlich die *Suche nach einem Leitbild*, nach einem Ausweg aus der unbefriedigenden Situation. Wir sagten, dass dieses Leitbild für den jüngeren Sohn im Vergleich zu seinem grossartigen Auszug sehr be-

scheiden ist. Das Leitbild ist für ihn ein Tagelöhner. Ein <Tagelöhner> ist für ihn ein erreichbares Vorbild. Es ist der nächste realisierbare Schritt.

Nun folgt noch eine schwierige Schwelle: *Der zweite Aufbruch*. Der zweite Aufbruch ist schwieriger als der erste, denn beim zweiten Aufbruch gibt es keine Illusionen mehr. Einsicht in unsere Schattenproblematik und das Erkennen unseres Leitbildes sind noch keine Garantie dafür, dass wir auch den nächsten erkennbaren Schritt tatsächlich gehen. Es gibt Menschen, die bleiben bei der Einsicht stehen. Sie sagen zwar ständig: «Das sollte ich tun und das könnte ich auch tun» – aber sie tun es nicht, sie rühren sich nicht vom Fleck. Es gibt also die Möglichkeit zu sagen: »Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen« und trotzdem sitzen zu bleiben. So macht es der jüngere Sohn nicht, sondern er bricht auf und geht. Es ist ein Aufbruch ohne Illusionen. Der Aufbrechende ist nicht überheblich (er sagt nicht: «Ich schaffe es schon allein!«), er hat auch keine Minderwertigkeitsgefühle (er sagt nicht: «Es hat ja doch alles keinen Wert, es geht ja doch alles schief!«), sondern er sieht die eigene Situation und geht auf ein Ziel zu, das ihm erreichbar scheint.

Wie sieht nun die *Gotteserfahrung* in der Situation der Einsicht aus. Wir lesen: «Der Vater rennt ihm

entgegen, umarmt ihn, gibt ihm einen Kuss, schenkt ihm ein Gewand, Schuhe und einen Ring. Ausserdem schlachtet er das gemästete Kalb. Es gibt Musik und Tanz.» Die Gotteserfahrung in der Situation der Einsicht besteht darin, dass der jüngere Sohn dem schenkenden Gott begegnet. Gott schenkt das Leben und das Heil in seiner ganzen Fülle. Wer die Kehrseiten seines Lebens kennengelernt hat und sich aus der Einseitigkeit aufmacht, dem begegnet der Gott, der ein erfülltes Leben schenkt.

Das also ist die dritte Gotteserfahrung: Gott akzeptiert mich bedingungslos. Er schenkt mir ein erfülltes Leben, wenn ich aus meiner Einseitigkeit aufbreche.

Die drei Gotteserfahrungen die der jüngere Sohn macht, sehen so aus:

1. Gott gestattet mir, dass ich meinen eigenen Weg gehe.
2. Gott macht mir keine Vorwürfe, wenn ich einen verkehrten Weg gehe.
3. Gott gibt mir ein erfülltes Leben, wenn ich aus meiner Einseitigkeit aufbreche.

Diese Gotteserfahrungen sind etwas völlig anderes als das theoretische Gottesbild des älteren Sohnes. Der Zurückgekehrte ist Gott wirklich begegnet.

Es wäre jedoch verkehrt, wenn wir jetzt diese drei Gotteserfahrungen des jüngeren Sohnes als unser Gottesbild übernehmen würden. Das wäre wieder ein theoretisches Gottesbild. Es geht vielmehr darum, dass auch wir uns auf den Weg machen um uns *selber* zu erfahren. Dabei werden wir auch *Gott* erfahren und das wird dann *unsere* Gotteserfahrung sein.

Und nun noch ein Wort zum älteren Sohn. Wir sahen, dass er äusserlich angepasst, aber innerlich voller Opposition gegen den Vater ist. Das gilt auch von seinem Verhältnis zu Gott. Zu einem falschen Gottesbild kann man nämlich keine echte Beziehung haben. Der ältere Sohn hat somit nicht nur ein theoretisches Gottesbild, sondern er hat auch eine Seite in seinem Unbewussten, die gegen dieses Gottesbild rebelliert. Wenn wir also dem älteren Sohn gleichen, der zuhause geblieben ist und wenn wir noch einem falschen, theoretischen Gottesbild verhaftet sind, dann ist es für uns wichtig, dass wir nach der Rebellion unseres Unbewussten gegen dieses falsche Gottesbild fragen. Gewiss ist für den älteren Sohn, der äusserlich zu Hause geblieben ist, die Selbsterfahrung und die Gotteserfahrung schwieriger, als für denjenigen, der sich auch äusserlich von Gott lossagt. Aber auch der ältere Sohn ist innerlich ein zerrissener und gespaltenener Mensch. Diese Gespaltenheit erkennen

wir an den Vorwürfen, die er gegen den Vater erhebt und die seinem theoretischen Gottesbild entsprechen. (Wir erinnern uns an das Gottesbild des älteren Sohnes: Gott geht es darum, dass wir uns für ihn plagen und seine Gebote halten – Gott ist nicht daran interessiert, dass wir glücklich sind – Gott bestraft denjenigen, der sein Leben vergeudet.) Die Auflehnung gegen dieses theoretische Gottesbild bricht beim älteren Sohn in dem Augenblick aus ihm heraus, als der Vater sich anders verhält, als er sich nach dem theoretischen Vaterbild des älteren Sohns hätte verhalten müssen. Jetzt entdeckt der ältere Sohn, dass er sich umsonst geplagt hat. Das ist die tiefste Ursache für seinen Zorn – auch der Zorn der damaligen und heutigen ›Pharisäer‹.

Aber Gott sei Dank bricht der Zorn aus ihm heraus! Dadurch wird der Gegenpol sichtbar – auch wenn der ältere Sohn ihn zunächst noch nicht akzeptieren kann.

Und so stehen diese beiden Söhne vor uns als zwei Möglichkeiten. Der Vater bittet beide zum Gastmahl. Er will, dass beide zur Ganzheit und damit zum Heil finden. Ob der ältere Sohn auch noch zum Festmahl kommt? Die Antwort bleibt offen. Die Frage wird damit zu einer Frage an uns. In Kathedrale von Chartres gibt es ein Glasfenster mit den Szenen unseres Gleichnisses. Der Künstler hat dort ein Schlussbild hinzugefügt. Es

zeigt, wie der ältere Sohn doch noch zum Festmahl kommt. Das ist eine Möglichkeit – eine schöne Möglichkeit. Ob es die unsere ist?

(Tonbandnachschrift eines Vortrags, den der Verfasser bei einer Veranstaltung der Oekumenischen Akademie im Nidelbad gehalten hat.)

Anmerkungen

- 1 Kinder- und Hausmärchen 32, Der gescheite Hans
- 2 Zur Leitbildspiegelung vgl. P. Schellenbaum, Wir sehen uns im Andern (Metanoia-Verlag)
- 3 Siehe A. Bittlinger, Es war einmal, Bd. III (Metanoia-Verlag 1999), S. 90 ff.
- 4 Es war einmal, Bd. III, S. 95 ff.
- 5 W. J. Hollenweger, Das Fest der Verlorenen, (Chr. Kaiser-Verlag, München 1984)
- 6 Titelbild: Ausschnitt von Rembrandt, Die Heimkehr des verlorenen Sohnes, 1668, Ermitage St. Petersburg

